



Leseprobe aus Stern, Die Rhythmen und Rituale unserer Kinder,
ISBN 978-3-407-86661-5 © 2021 Beltz Verlag, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86661-5](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86661-5)

Inhalt

Ouvertüre 11

Rhythmen und Rituale 22

Karting 43

»Dienen« von Arno Stern 59

Barcelona 68

Intermezzo: Care-Giving 79

Vertrauen 82

Intermezzo: Der Kenner 89

Erweiterte Realität 90

Bildschirme 97

Shared Attention 102

Virtuell konkret 105

Abschirmung 107

Keine Diät funktioniert, auch keine digitale ... 109

Gender 110

Intermezzo: Lösungssuche 112

Lösungen zu finden ist das,
wozu unser Hirn optimiert ist 115

Viel zu leicht! 122

Intermezzo: Bedingungslos 128

Die Angst, Fehler zu machen 131

Lernen gibt es nicht 142

Die großen Rituale I: Spielen 149

Die großen Rituale II: Nachahmen 151

Die großen Rituale III: Wiederholen 153

»Wiederholung und Entwicklung«
von Arno Stern 154

Freiheit 157

»Frei sein« von Antonin Stern 159

Sicherheit 160

»Ordo ab Chao oder der Gesang des Rituals«
von Giancarlo Ciarapica 162

Der Unterschied zwischen Ritualen, Ticks und (schlechten) Angewohnheiten 166

Coda 168

Dank 177

Anmerkungen 179

Zum Weiterlesen 180

Links 183

Über den Autor 184



Ouvertüre

Viel liegt mir daran, in diesem Buch *nicht* all das zu behandeln, was in unserer Weltordnung den natürlichen Rhythmen und Ritualen des Menschen, und im Besonderen den spontanen Rhythmen und Ritualen der Kinder, zuwiderläuft. Die Aufzählung dieser Phänomene überlasse ich anderen, die berufener sind als ich, ihre Weite und ihre Konsequenzen zu erfassen. Ich für meinen Teil ziehe es vor, das Gegenteil zu tun und ganz einfach Geschichten des Vertrauens zu erzählen. Wahre Geschichten, die veranschaulichen, was ganz natürlich entsteht, wenn wir aufhören, das Wesen der Kinder im unsichtbaren Käfig unserer Erwartungen und Vorstellungen gefangen zu halten. Was entsteht, wenn wir ganz einfach aufhören, sie zu erziehen, und wenn wir beginnen, ihnen das Vertrauen zu schenken, von dem wir alle wünschen, dass es uns entgegengebracht wird.

Jedoch werde ich zu Beginn, sozusagen im Vorübergehen, auf vier allgemein verbreitete Gewohnheiten hinweisen, die ganz allgemein dem freien Ausdruck unserer Rhythmen und Rituale Steine in den Weg legen.

1. Unsere Obsession mit Kurvenblättern und Messwerten. Sie beginnt früh in unserer individuellen Geschichte: Bereits im Mutterleib legt sie die ersten Steine quer in den Weg, der zum Vertrauen führt. Sie bringt die meisten Eltern dazu, innerlich den kleinen Fötus zu beschwören, ja brav so zu wachsen, dass seine Kurve beim nächsten Ul-

traschall mindestens auf dem sakrosankten Durchschnitt liegt, dem 50. Perzentil. So geht es nach der Geburt weiter, über den Umweg der festgelegten Normen sowie der Kohorte von Sorgen, die sie mit sich bringen: Müsste das Kind entsprechend den Wochen seines Alters nicht schon den Kopf heben können? Ist es mit Reden nicht im Verzug? Ist sein Wortschatz groß genug für sein Alter? Oder ist es nicht erstaunlich früh mit Laufen dran? Diese Besorgnisse vereinnahmen und verschlucken regelrecht das Vertrauen in die eigenen Rhythmen und Rituale des Kindes. Statt zu denken, dass das Kind »seinem eigenen Rhythmus folgt«; statt ihm mit einer aufrichtigen Neugier zu begegnen, um zu entdecken, welcher Takt inmitten der unendlich vielen verfügbaren Tempos und Möglichkeiten ihm angemessen ist, patrouillieren die meisten Eltern in der Fachliteratur herum oder lesen in zahllosen Ratgebern über Methoden und Statistiken – sei es nur im Einkaufszentrum, wenn sie in einem Buch schnell bis zu den Informationen über das, was sie gerade aufregt, blättern. Sie durchwandern Internetforen auf der Suche nach Hinweisen, die sie beruhigen sollen und beweisen, dass ihr Kind keine Auffälligkeiten zeigt. Dabei sollten sie sich über diese Auffälligkeiten und Verschiedenartigkeiten freuen. Sie sind keine Probleme, sondern Zeichen von Persönlichkeit.

Denken wir daran, dass Methoden, die darauf abzielen, das Kind in seinen Rhythmen und Ritualen zu steuern (zum Beispiel die ergraute Besessenheit, sein Schlafverhalten organisieren zu wollen), nicht nur die Persönlichkeit des Kindes brechen; sie verbiegen den natürlichen Fluss seines Werdeganges, um es – freiwillig oder mit Gewalt – unter das Joch eines Maßstabes zu zwingen, der von den Bedürfnissen der Erwachsenen geprägt ist.

2. *Unsere Obsession mit Kategorien, Schubladen und Stempeln.* Auf diese Weise behindern wir den persönlichen Rhythmus eines jeden Menschen: Eine universelle Metapher ist die Notwendigkeit, früh aufzustehen, um in die Schule zu gehen. Wer es nicht tut, wird für den Rest seiner Tage als Faulpelz gebrandmarkt – auch wenn die persönliche Neigung des Kindes deutlich in die Richtung ginge, spät aufzustehen und lange aufzubleiben. (Tatsächlich sind wir Menschen die einzige Spezies, die ihre Kinder ohne Not weckt!).

Die Vorstellung, die Erwachsene davon haben, was Kindheit bedeutet, schreibt einen ebenso willkürlich wie wirksam genormten Rhythmus vor, eine Elle, an der wir das Kind messen, um ihm dann einen endgültigen Stempel aufzudrücken, ohne Rücksicht auf seine wahre Geschichte.

Eines ist »schnell«, ein anderes »ein bisschen langsam«. Fall geschlossen.

Ein Kind ist »eher manuell begabt«, ein anderes »deutlich intellektuell«. Eines ein »Schussel«, ein anderes »schüchtern«. Wenn man uns das lange genug vorsagt, wird es zu unserer offiziellen Natur, an die wir selbst glauben.

Schnellen Rhythmen verleihen wir einen hohen Stellenwert: Wir sind beruhigt, glücklich und sogar stolz, wenn das Kind schneller wächst als der Durchschnitt. Wenn es früher laufen kann als die meisten anderen. Wenn es lesen und schreiben kann, obwohl es noch gar nicht das Alter dazu hat. Zeigt das Kind jedoch ein Verhalten, das uns als »Rückstand« vorkommt, bekommen wir es mit der Angst zu tun. Wir werten gewisse Gebiete auf, in denen ein Fortschritt ge-nehm ist, während wir anderen keine Bedeutung beimessen, weil sie in unseren Breitengraden nicht als wertvoll angesehen werden. Wir

sind beunruhigt, weil das Kind noch nicht sprechen kann, und merken nicht einmal, was für einen hervorragenden Orientierungssinn es hat. Wir sind alarmiert, weil es kein Interesse an Lektüre zeigt, und sehen nicht, dass es zum Tanzen geboren ist.

Doch in der Welt des Kindes ist kein Gebiet relevanter als ein anderes.

3. Unsere Obsession mit Ideen und Prozessen, die den großen menschlichen Rhythmen zuwiderlaufen. Zum Beispiel der Versuch, die Mathematik in ein Hirn zu pressen, das dafür nicht bereit ist. Der polnische Neurobiologe Marek Kaczmarzyk¹ beleuchtet in aller Deutlichkeit die Tatsache, dass unser mathematisches Hirn – von wenigen Ausnahmen abgesehen – erst mit ungefähr 10 Jahren aufnahmebereit ist und dass der Zwang, sich *vor diesem Alter* mit Mathematik zu beschäftigen, nur zu einem endgültigen Trauma führen kann. Und damit unweigerlich zum Gefühl einer persönlichen Unfähigkeit: »Ich bin eine Null«, »Das ist nichts für mich« – wie es nicht anders möglich ist, wenn ein Thema aufgegriffen wird, bevor man über das Werkzeug verfügt, mit welchem man es erst verstehen könnte. Leider ist die überwiegende Mehrheit der Kinder – und damit die Mehrheit unter uns – davon betroffen, weil Mathematik lange vor dem 10. Lebensjahr unterrichtet wird (mit der aufrichtigen, aber schädlichen Absicht, den Kontakt mit diesem für die Zukunft wichtigen Instrument so früh wie möglich herzustellen). Die wenigen Kinder, deren Hirn vor dem 10. Lebensjahr bereit ist für die Mathematik, befinden sich in der Gruppe, von der wir behaupten, sie sei »begabt für Mathematik«.

Diese Analyse ist nicht nur falsch, sie ist ungerecht den anderen

gegenüber, die für Mathematik genauso »begabt« sein könnten, aber nicht zum selben Zeitpunkt.

4. Zu guter Letzt: *Wir leugnen die Rhythmen der Natur*, indem wir Erdbeeren im Winter essen oder mittels künstlichen Lichts mitten in der Nacht so gut wie am Tag sehen können.



Was die Rituale anbelangt, so werden sie hauptsächlich von zwei Vorstellungen beeinträchtigt: Man will uns mehr oder weniger glauben lassen, es sei notwendig, *Routinen zu vermeiden*, und wichtig, aus der eigenen *Komfortzone* – oder derjenigen des Kindes, das wir erziehen – herauszutreten.

Davon ausgehend, das Kind sei von Natur aus faul und es käme nie voran, würden wir es nicht stoßen, erfindet jeder Methoden, um den kleinen Esel voranzutreiben, ohne dass diese Handhabungen und Maßnahmen sich wirklich von der Karotte oder vom Stecken entfernen. Während es erstaunlicherweise nichts gibt, das ein Kind zurückhalten kann, das vorwärts gehen will, wenn es angetrieben ist von Begeisterung, Neugierde oder einer inneren Notwendigkeit. Deren gemeinsamer Nenner ist, dass sie alle drei höchst persönlich sind.

Das Gefühl von unproduktiver Routine entsteht nur, wenn wir den Sinn dessen, was wir tun, nicht mehr erkennen können: zum Beispiel, wenn von uns verlangt wird, dass wir Multiplikations- oder Konjugationstabellen auswendig lernen, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt für uns uninteressant sind und keinen Zusammenhang mit unserem Leben haben. Nicht nur führt dies zum Gefühl der

wirklichkeitsfremden Routine und reiht diese unter diejenigen Dinge ein, die in unseren Breitengraden akzeptabel sind (andere haben es schon getan, tun es noch und werden es tun). Zu unserem Leidwesen ersetzt es darüber hinaus unseren ursprünglichen Drang, zu lernen, durch eine unangenehme Erfahrung, die wir in Zukunft lieber vermeiden möchten. Auf diesem Schlachtfeld fällt unser Verlangen, unsere Lust, zu lernen – und das ist ein Verbrechen gegen die Menschheit.

Wir wissen um die ausschlaggebende Bedeutung der Begeisterung² für unseren Werdegang. Wir wissen, dass nur die Begeisterung die Genialität wecken kann, die in jedem Kind schlummert, in jedem von uns. Wir wissen um die begrenzte Anzahl der Bereiche, die als der Begeisterung würdig erachtet werden. Und wir wissen, dass es zudem außerordentlich selten ist, dass gerade sie denjenigen entsprechen, die uns zu Genies machen würden, hätten wir den Mut, uns selbst einzugestehen, dass sie uns begeistern. Es ist demzufolge leicht zu verstehen, warum wir die Begeisterung verlieren, wenn uns ständig eingehämmert wird, dass das, was uns begeistert, nicht von Bedeutung sei – wichtig sei vielmehr all das, was uns kaltlässt.

Die Neurobiologie hat bewiesen, dass wir unsere Begeisterung nicht gezielt reduzieren können: Wir können nur unsere generelle Fähigkeit, uns zu begeistern, herunterfahren. Und genauso setzen wir uns der Routine aus und wiederholen inhaltsleer die immer gleichen Bewegungen am unendlichen Fließband der Handlungen und Gedanken, die von uns erwartet werden.

Aus unseren erzieherischen Handlungen und Maßnahmen ergeben sich genau die Passivität und die Routine, vor denen wir unsere Kinder bewahren wollten.

Tun wir hingegen nichts von alledem und lassen zu, dass gegenseitiges Vertrauen wächst, dann stellt sich keine Routine ein, sondern eine Reihe von Rhythmen und Ritualen, die auf dem festen Grund eines bedingungslosen »Ich liebe dich, weil du bist, wie du bist« einen sicheren Hafen bauen. Dieser sichere Hafen ist ein Reich der Ruhe, das sehr darunter leidet, als verwerfliche »Komfortzone« betrachtet zu werden, aus der Eltern ihre Kinder holen sollten.



Das Kind geht fortwährend aus seinem sicheren Hafen hinaus (ohne dabei Unbehaglichkeit zu empfinden, obwohl diese anscheinend notwendig ist, damit wir unsere Glaubwürdigkeit vor den Augen der Welt bewahren), mit einer Beständigkeit, die unsere Bewunderung verdient. Sich aufzumachen in die weite Welt, Neues kennenzulernen ist eine der hervorstechendsten Veranlagungen des Kindes, des menschlichen Wesens überhaupt, die aber nur zum Tragen kommt, wenn es einen sicheren Hafen gibt, in den es zurückkehren kann.

Um zu ermessen, welche Sicherheit Rituale bieten und was das Kind empfindet, wenn es in seinen Ritualen gestört wird (wir verlangen von ihm, dass es die Rituale der Gesellschaft respektiert, treten aber seine eigenen mit Füßen und machen uns so zu einem Vorbild, dem es folgen wird), reicht es aus, uns vorzustellen, wie wir uns fühlen würden, wenn heute morgen beschlossen worden wäre, dass ab nächster Woche die Tage so aufeinanderfolgen: Dienstag, Freitag, Sonntag, Mittwoch, Samstag, Montag, Donnerstag.



Nach diesem kurzen Überblick verlassen wir den Teil der Präambel, der davon spricht, was verstört, behindert, trennt – und nicht nur unsere eigenen Rhythmen und Rituale ersetzt, sondern auch an die Stelle unserer vorwiegend kreativen Natur tritt. Tauchen wir jetzt miteinander ein in die Welt der Kindheit.

Während ich Sie einlade, mir zu folgen, bitte ich Sie, die Perspektive zu wechseln und einen neuen Blick auf die Kindheit zu werfen. Die Wissenschaft gibt uns einen kleinen Schubs. Sie hat sich im letzten Jahrzehnt maßgeblich entwickelt und beleuchtet heute die Welt in manchen Bereichen entgegengesetzt zu früheren Überzeugungen. Nehmen wir zum Beispiel die Natur: Jahrhundertlang wurde sie als gefährlicher Dschungel dargestellt, in dem logischerweise – alle wissenschaftlichen Erkenntnisse zeigten in diese Richtung – das Gesetz des Dschungels herrschte: Wettbewerb, Konkurrenz und das Überleben der Stärksten. Seit einigen Jahren stellt die Wissenschaft jedoch fest, dass die Wahrheit anderswo zu suchen ist. Die Bäume bekämpfen sich nicht, sie helfen sich gegenseitig. Sie ersticken die Kleinsten nicht, indem sie ihnen das Sonnenlicht vorenthalten, sondern nähren sie über die Wurzeln. Das tun sie auch, wenn einer von ihnen, ein alter Baum, zur Fotosynthese nicht mehr fähig ist, was ohne die radikale Unterstützung der umstehenden Bäume zum Tod führen würde – eine Art solidarische Transfusion, eine uralthergebrachte Dialyse³. Und wird ein Baum bedroht von einem gefräßigen Käfer, senden seine Nachbarn den Duft aus, der genau den Vogel anzieht, der diesen Käfer frisst. Sie ernähren den Vogel und retten ihren Artgenossen. Ohne zu vernachlässigen, dass das Überleben jedes Einzelnen dieser Riesen vom Austausch mit den Mikroorganismen am Boden abhängt, die ihn mit Nährstoffen versorgen – zum Beispiel mit Magne-

sium – als Gegenleistung für den Zucker, den er für sie produziert. Der Baum bietet den Bienen einen Lebensraum und bedient sich ihrer als domestizierter Bestäuber; er nährt die Vögel mit seinen Früchten und zählt darauf, dass sie seine Samen verbreiten.

All diese und viele weitere Entdeckungen werfen ein völlig neues Licht auf die Welt: Das Gesetz des Dschungels besteht aus Symbiose, Synergie und Solidarität. Welch eine Erleichterung! Welch eine Befreiung von der Notwendigkeit, uns als Raubtiere zu definieren, unsere Welt als Kriegsschauplatz zu begreifen und unsresgleichen als Konkurrenten! Es ist kein Zufall, dass wir in uns eine Nostalgie nach einer symbiotischeren, synergetischeren und solidarischeren Welt tragen.

Was wir über die Kindheit zu wissen glaubten, hat sich gleichermaßen und im gleichen Zeitraum – dem letzten Jahrzehnt – weiterentwickelt. In denselben früheren Jahrhunderten wurde die Kindheit als ein primitives Stadium angesehen, der »Nullpunkt« der menschlichen Entwicklung. Und wir waren überzeugt, dass wir dem Kind helfen müssen, zu wachsen, damit es eine nach der anderen die Stufen erklimmt, die zur Spitze führen, zum Kulminationspunkt der menschlichen Entwicklung: dem Erwachsenenalter.

Doch auch darauf wirft die Wissenschaft ein völlig neues und komplett anderes Licht. Es ist ganz einfach: Welche Potenziale zu unserem Überleben unentbehrlich sind, hängt jeweils von der Umwelt und dem Zeitalter ab, in denen wir leben, während unsere genetischen Programme seit Jahrtausenden dieselben sind – ob wir vor 20 000 Jahren auf dem Packeis der Eiszeit geboren wurden oder in 200 Jahren inmitten einer dünnen Wüste das Licht der Welt erblicken werden. Da unsere genetischen Programme unmöglich wissen kön-

nen, wann und wo wir zur Welt kommen, haben sie uns ganz einfach mit allen nur möglichen Potenzialen ausgestattet, damit sich in diesem Überfluss mit Sicherheit auch diejenigen Potenziale finden, die notwendig sind, damit wir überleben.

Diese Erkenntnis verleiht dem Kind einen ganz neuen Status: Jedes Kind ist eine wahre Potenzialbombe. Ein Kind kann alles werden, was menschenmöglich ist, und es kann alles lernen, was der Mensch lernen kann. Doch unmittelbar nach der Geburt fängt eine regelrechte Verblutung an: Die Potenziale, die nicht abgerufen werden, weil sie in der spezifischen Umgebung nicht gebraucht werden, gehen ein und machen denjenigen Platz, die für das Leben in gerade dieser Umgebung nützlich sind. Während der ersten Monate unseres Lebens werden unsere Potenziale in alle Winde zerstreut und gehen zu Tausenden verloren.

Was bleibt nach dieser drastischen Auslichtung? Ein erwachsener Mensch. Betrachten wir die Potenziale, so ist der Erwachsene, der sich bis jetzt selbst als die Krönung der menschlichen Entwicklung sah und sich auch entsprechend positionierte, nur noch der Schatten dessen, was er hätte werden können. Die Bonsaiversion. Sieht er aber ein Kind vor sich, so steht er einem Riesen gegenüber. Vor einem Riesen der Potenziale, vor dem einzigen Hüter all dessen, was wir werden und lernen können.

Diese Feststellung bringt eine neue Erkenntnis mit sich: Die Zeit ist gekommen, Kindern anders zu begegnen.

Das Kind ist zwei oder drei Jahre alt. Eines seiner täglichen Rituale an diesen Frühlingstagen führt es zur Brücke über den Bach am Ende des Weges. Es geht, so schnell es kann, mit seinen gelben Stiefelchen. Mehr als ein halber Kilometer ist zurückzulegen. Unterwegs sammelt es alle Ästchen, die es finden kann. »Steck-’en«, sagt es jedes Mal und lächelt.

Bei der Brücke angekommen, hebt es die Arme, sagt: »’chtung, ’chtung« und lässt die Ästchen auf der einen Seite der Brücke ins Wasser fallen, verfolgt ihren Fall aufmerksam. »Steck-’en weg!«, sagt es und eilt gestiefelten Schrittes auf die andere Seite, um auf sie zu warten, und fragt: »Steck-’en wo? Steck-’en wo?« Und sobald die Ästchen wieder zum Vorschein kommen, schreit es mit unablässig wiederkehrender Begeisterung: »Ah! Steck-’en da! Steck-’en da!!!«

Hundertmal. Tausendmal. Ohne des Spiels überdrüssig zu werden. Ohne etwas anderes zu wünschen, ohne sich nach Veränderung zu sehnen, wie es die zerstreuten Erwachsenen pflegen.

Kaum hat es den Ästchen zugeschaut, wie sie sich zwischen den von Algen bedeckten Hindernissen entfernen, muss es schon wieder auf die Jagd nach weiteren Ästchen gehen. Da es die Umgebung in den vergangenen Tagen schon leer geplündert hat, findet es in der Nähe kein Ästchen mehr, es muss immer weitere Kreise ziehen, um noch fündig zu werden.

Es setzt sich entschlossen in Bewegung, nimmt, soviel es kann, in die kleinen Hände, ab und an große und schwere, verzweigte Äste, die sich überall verhaken im Gras am Wegrand, aber nichts, keine Anstrengung, um sie aus den Büschen zu zerren, kein weiter Weg, keine abschüssige Stelle, keine Atemlosigkeit, bremst das begeisterte Kind. Es geht dermaßen auf in seinem Ritual, es ist diesem gegenüber so integer, dass nichts es davon abhalten kann, weder zehn Minuten Marsch im raschen Trab noch die nassen Füße in den Stiefeln voller Wasser, noch der Wind, die Kälte oder der Regen. Aus seiner Sicht geht es um die Ordnung der Welt.





Ein Kind findet es nicht unerträglich,
mit nur einem Schuh zu laufen,
mit einem geschützten und einem
ungeschützten Fuß, sei es im
feuchten Gras, im Schlamm oder
auf Kies. Seine Hingabe gilt
dem Ziel, das zu erreichen ist, und
gleichzeitig dem Augenblick,
dem gegenwärtigen Zustand.
Wichtig ist nur, zu laufen.

